Dank und Undank.

(Aus: Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande, von Friedrich Rückert.)

Zu den Zeiten unsrer Väter
Trat der große Wunderthäter
An den Weg der Menschenkinder
Wo ein Lahmer und ein Blinder
Saßen, klagend ihre Not,
Bittend um ein Stückchen Brot.
Dieses gab er ihnen nicht,
Aber andres gab er wieder:
Lahmem die gesunden Glieder
Und dem Blinden Augenlicht.
Daß auch nicht die Nahrung fehle,
Gab er Rinder und Kamele
Jenem[1]), diesem aber Schafe.
„Weidet sie — und meidet Strafe!"
Als nun eine Zeit vergangen,
Kam dem Wundermann Verlangen,
Nachzuseh'n, was jene machten,
Wie sie seiner Wohlthat dachten.
Sich verwandelnd, erst als Lahmer
Zu dem Lahmgewes'nen kam er:
„Gieb, beglücktes Menschenkind,
Ein Kamel mir oder Rind,
Daß sich mehre deine Herde
Und die Hand nicht lahm dir werde."

Jener drauf voll Grimm und Scham:
„Daß die Hand mir nicht ist lahm,
Will ich dir handgreiflich zeigen,
Wenn du nicht wirst gehn und schweigen."
Und er ging vom Herrn der Rinder
Und Kamele nun als Blinder.
Zu dem Blindgewes'nen kommt er,
Und mit schüchterner Geberde
Um ein Lamm der Herde bat er.
Jener sprach: „Die ganze Herde,
Nicht ein Lamm allein, sei dein;
Könnt' ich minder dankbar sein,
Der ich arm und blind gewesen
Und von beiden bin genesen?"
„Heil dir," sprach (nicht mehr als Flehen-
Segnend er, „o wahrhaft Seh'nder! [der
Sieh, wie reine Dankbarkeit
Von der Schuld die Welt befreit:
Jenes Menschenkind mit Rindern
Und Kamelen wollt' ich strafen —
Du mit Deinen frommen Schafen
Hast die Macht, es zu verhindern.
Da hier Dankbarkeit mir lohnt,
Sei der Undank dort verschont."

Kommt Kinder, hört mir zu! Ps. 34,12.

Von Dr. B. Kuttner in Frankfurt a. M.

XXV.

Es sind schon viele Wochen her, da habe ich euch unter dieser Überschrift gezeigt, daß wir gegen jedermann gerecht sein müssen. Mit der Gerechtigkeit hängt aber eng zusammen die Ehrlichkeit: wir sollen ehrlich sein in Worten und in Thaten.

[1]) Dem Lahmen.

Vor allem in unseren Thaten. Kaufen wir etwas und machen den Gegenstand, den wir kaufen wollen, schlecht, damit der Verkäufer ihn auch für schlecht halte und uns billiger verkaufe, so ist das nicht ehrlich. Wohl dürfen wir uns den Gegenstand, den wir kaufen wollen, vorher ansehen, ob er auch gut und tadellos ist; und wenn er es nicht ist, es dem Verkäufer offen sagen; und wenn er es einsieht, wird er schon von selbst billiger verkaufen; sieht er es aber nicht ein, so kaufen wir eben nicht; aber eine gute Sache schlecht machen in der Absicht, sie dann billiger zu bekommen, ist, wie gesagt, nicht ehrlich, also sündhaft. Dasselbe gilt natürlich auch beim Tauschen.

Umgekehrt dürfen wir eine Sache, die wir vertauschen oder verkaufen wollen, nicht loben, wenn sie schlecht ist, nicht für tadellos ausgeben, wenn sie schadhaft ist, nicht für echt ausgeben, wenn sie unecht ist, und dgl.; denn alles geht darauf aus, den anderen zu täuschen, ihm zu schaden, ihn zu übervorteilen; es ist also unehrlich, ist Lüge, ist Sünde. Darum heißt es im 3. B. M. 25,14: „Wenn du aber deinem Nächsten etwas verkaufst, oder etwas von deinem Nächsten kaufst, so sollt ihr einer den andern nicht übervorteilen."

Noch ärger ist es, wenn einer gar falsche Gewichte oder falsche Maße, falsche Karten oder falsche Würfel oder dergleichen hat, um einem anderen damit Vorteil abzugewinnen, also ihn zu übervorteilen. Wiederholt werden solche Betrügereien in der Thora verboten; so z. B. Mos. 19,35. 36; und 5. B. M. 25, 13—16 wird noch hinzugefügt: „Denn ein Greuel des Ewigen deines Gottes ist jeder, der solches thut, jeder, der Unrecht thut."

Auch in unseren Reden sollen wir ehrlich sein. Wir brauchen nicht gerade immer zu sagen, was wir denken, das wäre unklug; wir dürfen ganz ruhig schweigen, wenn wir nicht sagen wollen oder vielleicht nicht sagen dürfen, was wir denken. Aber wir sollen immer auch denken, was wir sagen; also nicht anders reden, als wir denken und nicht anders denken, als wir reden — sonst sind wir unehrlich.

Mancher möchte nichts Bestimmtes sagen, weil er nicht weiß, ob es für ihn nützlich oder schädlich sein wird. Statt nun ehrlich zu sagen, so oder so, Ja oder Nein, drückt er sich so unbestimmt und zweideutig aus, daß man seine Worte so oder so verstehen kann. Je nachdem es für ihn nützlich oder schädlich ist, sagt er hinterher: „So habe ich es nicht gemeint," oder: „Man hat mich falsch verstanden." Aber das ist nicht ehrlich. Wir müssen uns immer so bestimmt ausdrücken, daß man uns nicht falsch verstehen kann, das man immer weiß, was wir wollen. Und selbst wenn es sich herausstellt, daß wir zu unserem eigenen Schaden gesprochen haben, so müssen wir dennoch bei unserem gesprochenen Worte bleiben; denn gesprochen ist gesprochen: ein Mann, ein Wort! Wohl hatten die Gibeoniten das Bündnis mit Josua durch Lügen erschlichen; aber Josua hielt ihnen dennoch die Treue, nachdem er ihnen

sein Wort gegeben hatte. Wer aber sein Wort nicht hält, oder an seinen eigenen Worten deutelt und dreht und hinterher behauptet, er habe das nicht gesagt, oder habe das anders gemeint, der ist eben nicht ehrlich; und es geschieht ihm ganz recht, wenn ihm keiner mehr glaubt.

„Redet einer mit dem andern Wahrheit," sagt der Prophet Zacharias 8,16. Und unsere Weisen sagen (Talmud Bab. m. 49a); „Dein Ja sei wahrhaft, und dein Nein sei wahrhaft; rede nicht anders mit deinem Munde, als Du in deinem Herzen denkst." Und noch kürzer: „Der Frommen Ja ist Ja, und ihr Nein ist Nein," (Ruth rabb. zu 3,18).

Frei.

Erzählung von E. Flanter.

(Fortsetzung.)

„Wo bin ich?" Das waren die ersten Worte, die Daniel seit jenem verhängnisvollen Tage hervorbrachte; er ließ das matte Auge im Zimmer umherschweifen. „Wo bin ich eigentlich?" wiederholte er mit klangloser Stimme, „ich habe wohl lange geschlafen," fuhr er in fieberhaftem Tone fort. Er wollte die linke Hand erheben, doch er vermochte es nicht. „Was ist das?" sprach er leise zu sich selbst. Nun versuchte er, die rechte Hand nach dem Kopfe zu führen; doch sie schien kraftlos. Nach und nach gelang es ihm doch, mit der Hand den Kopf zu berühren. Mit den abgemagerten Fingern suchte er nach seinen dichten Locken. Doch die waren fort. Immer größer wurde sein Staunen. Er fuhr mit der Hand über die Augen, gleichsam um den Schleier, den er vor dem Gesichte zu haben vermeinte, zu entfernen. Es wurde ihm ängstlich zu Mute. Angstvoll ruhte sein Auge auf dem ihm unbekannten Raum. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, und Thränen liefen ihm über die Wangen.

„Wo bin ich?" fragte er immer wieder, „was ist mit mir geschehen?" Da verspürte er plötzlich eine weiche Hand seine Stirn berühren. Er zuckte freudig zusammen. Und wie er den Kopf ein wenig nach rechts neigt, gewahrt er das Angesicht des Großvaters. Ein Freudenschimmer gleitet über die blassen Wangen. „Großväterchen — du bist — bei mir — ach — dann braucht mir — nicht ängstlich zu Mute zu — sein." Und seine Stimme klang so schwach.

„Ruhig, geliebtes Kind, ruhig," sagte Eli im Flüstertone, „ja bin bei dir und bleibe bei dir, jetzt wirst du auch mit Gottes Hilfe wieder gesund werden; aber du darfst nicht sprechen, Daniel, hörst du? Sprechen hat der Doktor dir verboten."

„Aber das ist doch nicht unsere Stube, wo ich jetzt bin; wo bin ich denn?"

„Kind, wir sind nicht zu Hause, auf dem Schlosse sind wir; aber du bist hier so gut aufgehoben wie zu Hause, noch besser sogar."

„Aber warum bin ich auf dem Schlosse und nicht zu Hause?"

„Um des Himmelswillen, Daniel, rede mir doch nicht, du darfst ja nicht sprechen, der Leibarzt des Grafen hat es streng verboten."

Daniel sah den Alten verwundert an und schwieg. Er war gewohnt, dem Großvater ohne weiteres zu gehorchen. Selbst in dem Zustande der ernsten Krankheit vergaß er sich nicht. Erst nach einer längern Pause, während welcher Eli ihm einen erquickenden Trunk reichte, fragte der Knabe wieder: „Wollen wir nicht nach Hause gehen, wo mein Vater und meine Mutter und meine Geschwister sind?"

„Mit des Allgütigen Hilfe werden wir bald nach Hause gehen können, mein Kind," sagte der Alte, dem Knaben die Hand zärtlich streichelnd, „aber vorläufig mußt du noch hier bleiben, bis du gesund bist."

„Was ist denn vorgefallen?"

„Ich will dir alles erzählen, nur sprich nicht, Kind. Seit fünf Tagen bist du hier im Schlosse. Man hat dich am Hügel mit blutendem Kopfe und verletztem Arm bewußtlos gefunden. Der Graf selbst hat dich aufgenommen und ins Schloß gebracht; denn er sagte, du hast ihm das Leben gerettet. Auch ich erfuhr noch rechtzeitig von dem entsetzlichen Plan gegen das Leben unseres Grafen, war in das Schloß geeilt, um das Unglück zu verhüten. Als es dunkel geworden war und ich mich gerade auf den Heimweg begeben wollte, da brachte man zwei der Räuber gefesselt, darunter Ritter Waldemar, und einen dritten als Leiche auf das Schloß. Die Leute des Grafen hatten ihn erschossen, als er entfliehen wollte. Dich, mein Kind, trug der Graf in seinen Armen und brachte dich in dieses Zimmer. Seitdem bist du hier. Deine Eltern haben dich täglich besucht, und ich bin immer bei dir." Der Alte hielt plötzlich inne; er merkte, daß er zu viel gesprochen habe, zu viel zu einem kranken Kinde. Aber es war nicht ohne Absicht geschehen. Durch diese ausführliche Erzählung wollte er dem Knaben jede Gelegenheit zu weiteren Fragen nehmen. Als dieser jedoch wieder sprechen zu wollen schien, kam ihm Eli zuvor und sagte in bittend zärtlichem Tone: „Jetzt aber verhalte dich ruhig, ganz ruhig, und schließ die Augen."

Wie immer wollte Daniel auch dieses Mal gehorchen und die Augen schließen. Aber er konnte es nicht. Er verhielt sich ruhig; aber an dem immer lebhafter werdenden Gesichtsausdrucke merkte Eli, der ihn unausgesetzt beobachtete, daß dem Knaben die Erinnerung wiederkehrte und er sich bewußt wurde, was mit ihm vorgegangen war. Jetzt empfand dieser auch einen dumpfen Scherz am linken Arm, und er merkte, daß er fest umwickelt war und er ihn infolgedessen nicht bewegen konnte. Bei nochmaliger Berührung des Kopfes mit der rechten Hand wurde es ihm klar, warum er vorhin die Locken vermißte. Um die Wunde, die er sich beim Fallen zugezogen, sorgsam verbinden

zu können und um die raschere Heilung nicht zu verhindern, hat man das lockige Haar ganz kurz geschoren.

Daniel lag still mit weitgeöffneten Augen und schien die Malereien an der Decke des Zimmers zu betrachten. Nach einiger Zeit öffnete sich leise die Thür, und ein Herr trat ein. Es war der Arzt. Eli erhob sich und ging ihm entgegen. Beide flüsterten miteinander. Hierauf schüttete der Arzt aus einer kleinen Flasche eine Flüssigkeit auf einen Löffel und reichte diesen dem Kranken. Daniel verschluckte die wohlschmeckende Flüssigkeit.

„Gefällt es dir hier im Schlosse?“ fragte der Arzt freundlich.

Der Knabe blickte zu ihm auf, und ein Lächeln flog über seine eingefallenen Wangen:

„Ja, aber zu Hause und im Walde — ist es doch — schöner — nur die garstigen — Räuber — sind nicht schön, — sie wollen den — Herrn Grafen — umbringen.“ Und eine Thräne stahl sich aus seinen Augen.

„Darüber kannst du ganz beruhigt sein, mein Kind, die werden dem Grafen und auch einem andern nichts mehr anhaben,“ sagte der Arzt und entfernte sich.

Kaum hatte der Arzt das Zimmer verlassen, da fiel Daniel in einen festen Schlaf.

Nach wenigen Tagen hatte sich der Zustand Daniels so weit gebessert, daß er im Bette aufrecht sitzen und auch sprechen durfte. Mehrmals des Tages erschien der Graf im Krankenzimmer, und mit sichtbarer Freude gewahrte er die eingetretene Besserung. Eli durfte seit jenem denkwürdigen Tage ununterbrochen um den Knaben sein. Ohne die geringste Weigerung des Grafen wurden auf Eli's Wunsch beiden nur erlaubte Speisen verabfolgt, für deren Beschaffung nach Möglichkeit Sorge getragen wurde. Der Geschicklichkeit des Arztes, der sorgsamen Pflege und der wohlüberwachten Ruhe war es zu danken, daß Daniel nun auch bald das Bett verlassen und in einer Laube des zum Schloß gehörenden umfangreichen und wohlgepflegten Parkes sich einige Stunden des Tages aufhalten durfte. Der Schloßherrin machte es ganz besonderes Vergnügen, mit diesem geweckten und bescheidenen Knaben Unterhaltung zu pflegen, deshalb leistete sie ihm in der Laube öfter Gesellschaft. Sie ließ sich von ihm alle Einzelheiten des Ereignisses erzählen, wie er die Räuber zufällig zu belauschen Gelegenheit hatte, wie er den Grafen vor der ihm drohenden Gefahr warnte, und wie dieser schleunigst in die Stadt zurückritt, um Mannschaften herbeizuholen, die die Räuber gefangen nehmen sollten. Was weiter vorgefallen, wußte er nicht zu erzählen. Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte die Gräfin dem Knaben zugehört, und als er geendet hatte, sagte sie zu ihm: „Weißt du auch, daß du dem Grafen das Leben gerettet hast?“ Und sie beugte sich über ihn und küßte ihm zärtlich die Stirn.

Während der lebhaften Unterhaltung hatten sich zwei Schloßdamen der Laube genähert. Kaum wurden sie des Knaben ansichtig, als sie einen Schrei freudiger Überraschung ausstießen.

„Ist dies nicht jener Knabe, der uns aus dem Sumpfe gezogen hat?“ fragte die eine aufs höchste erstaunt.

„Freilich, dieser menschenfreundliche Blick, diese Zutrauen erweckenden Gesichtszüge sind dieselben, die mir in der schwersten Stunde meines Lebens Hoffnung gaben, da mir jede Aussicht auf Rettung geschwunden war,“ entgegnete die geschwätzige Schloßdame lebhaft.

Das Erstaunen des Grafin und des mittlerweile hinzugetretenen Grafen wollte gar kein Ende nehmen, während Daniel fast wie beschämt die Augen zu Boden senkte. Nun wurde er mehr noch als während der ganzen Krankheit mit Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten förmlich überhäuft. Der Graf dachte darüber nach und besprach sich auch mit seiner nächsten Umgebung, in welcher Weise er sich wohl dem Knaben dankbar erweisen könnte. Er wollte damit einen Akt besonderer Gnade vollziehen.

Zwar befand sich Daniel außer Gefahr, doch der Arzt empfahl dringend, jede Aufregung zu vermeiden, und so mußte sich der Graf einstweilen damit begnügen, dem Knaben den Aufenthalt im Schlosse bis zur völligen Genesung so angenehm wie möglich zu gestalten. In der That genoß der Knabe eine Behandlung, wie sie sonst nur die verwöhntesten Fürstenkinder genießen können. Die dankbaren Schloßfräulein wetteiferten mit dem Grafen und seiner Gemahlin in der Bekundung von Liebe und Zärtlichkeit gegen Daniel. So oft jemand aus dem Schlosse in der Stadt R. war, wurde ihm etwas mitgebracht, um ihm eine Freude zu bereiten. Obgleich der Grundzug seines Wesens ernst war, für Erheiterungen war er doch nicht unzugänglich, und wenn ihm etwas Lustiges begegnete, konnte sich vor Lachen förmlich ausschütten. Die größte Freude bereiteten ihm die aus der Stadt mitgebrachten Bücher, in denen er sich bald zurechtfand. Unter den Büchern erregte eines seine besondere Aufmerksamkeit. Es war dies eine Abhandlung über die Goldschmiedekunst mit Illustrationen. Mit sichlichem Wohlbehagen las er immer wieder in diesem Buche, mit gespanntester Aufmerksamkeit betrachtete er die verschiedenartigen Zeichnungen. Und es erwachte in ihm der sehnlichste Wunsch, sich dieser Kunst widmen zu können. Aber durfte er als Jude und als Kind unvermögender Eltern auf Erfüllung dieses Herzenswunsches rechnen? — —

Es war bereits Herbst geworden. Über die öden Stoppelfelder fegte der Wind. Die Bäume waren ihrer reichen Früchte entledigt, und Keller und Scheune waren vom Segen Gottes gefüllt. Die Ernte war auch für Gabriel eine ergiebige in diesem Jahre gewesen.

Daniel war mit Hilfe der fürsorglichen Abwartung, die ihm im Schlosse zuteil geworden, völlig hergestellt, und eines Tages brachte ihn und der Großvater ein gräfliches Gefährt nach Hause, wo er mit unbeschreiblicher Freude empfan-

gen wurde. Manche Freudenthräne erglänzte in den Augen der beglückten Eltern, und manch inniges Dankgebet entstieg ihrem frommen Herzen.

Bevor über die Zukunft Daniels entschieden werden konnte, mußte noch einige Zeit vergehen. Die Aburteilung der Räuber mußte erst noch vor sich gehen, wobei Daniel ein Zeugnis ablegen mußte.

In Begleitung des Großvaters, der ebenfalls als Zeuge vorgeladen war, begab sich Daniel am festgesetzten Tage nach der Stadt R., wo sich die Gerichtsstätte befand. Zwar besaß der Graf selbst Gerichtsbarkeit über die Gutseigesessenen. Doch wollte er der Gerechtigkeit freien Lauf lassen, und da er selbst Partei in diesem Kriminalfalle war, so übertrug er die Rechtsprechung der Stadtgerichtsbarkeit in R. Die Verhandlung fand in der sogenannten Gerichtslaube des Rathauses statt. Auf einem langen Tische mit einer schwarzen Decke lag ein dickleibiges Buch in Schweinsleder gebunden. Das war der Gesetzeskodex. Am Tische saß der Gerichtshalter, auch Justitiarius genannt, ein Mann im vorgerückten Alter und von ehrwürdigem Aussehen. Als Zeichen der richterlichen Gewalt diente ein blankes Schwert und ein Stab. Mit diesem gebot der Richter Stille. Um den Stab wurde der Eid geleistet. War über den Verbrecher die Todesstrafe verhängt worden, so wurde über ihn der Stab gebrochen.

Zu beiden Seiten des Gerichtshalters saßen die Schöppen (Schöffen). Auf dem Tische stand ein Kruzifix, und je drei Lichter flackerten ihm zur Rechten und zur Linken. Inmitten der Laube hing eine schwere Ampel von der ragenden Wölbung. Ihre unstete Flamme warf ein grelles Licht durch den unheimlichen Raum. An den Wänden sah man außer dem großen Bildnisse des Kaisers verschiedene Dinge, die dem Eingeweihten als Werkzeuge der Folter nicht unbekannt waren. Seitwärts saß an einem kleinen Tische der Gerichtsschreiber. An beiden Seiten der niedrigen Eingangsthür standen bewaffnete Landsknechte, in der Rechten eine eiserne Lanze haltend. Auf einem besondern etwas erhöhten Sitze hatte der Graf Platz genommen. Auf ein gegebenes Zeichen eröffnete der Gerichtshalter die Verhandlung. Noch vor Beginn derselben wurden Eli und Daniel in den Gerichtsraum eingelassen. Ein Schauer durchrieselte den Knaben, als er den unheimlichen Raum betrat. Der Graf winkte beiden, sich zu setzen.

Nachdem der Kläger, der Graf, seine Anklage erhoben, begann der Justitiarius: „So tage Spruch und Gericht im Namen des Kaisers!“

„Im Namen des Kaisers!“ riefen die Schöppen.

Der Gerichtshalter gab ein Zeichen, worauf die des versuchten Raubmordes Angeklagten, Waldemar und sein Spießgeselle, vorgeführt wurden. Hände und Füße waren in schwere Ketten gelegt, die bei jedem Schritte rasselten und dadurch den Vorgang noch grauenhafter gestalteten.

Die lange Kerkerhaft Weldemars in dem Schloßturme hatte seinem Aussehen jede Keckheit genommen. Bleich und abgemagert schwankte er un-

sicheren Schrittes daher, ein Schatten seiner früheren Hünengestalt. Mehr als die erlittenen Qualen der Kerkerhaft war es die Reue, die eine derartige Verwandlung an seinem Aussehen und in seiner Gestalt verursacht hatte. Kaum vermochte er sich aufrecht zu halten. Er brach zusammen, und als er wieder die Augen aufschlug und Eli gewahrte, da rief er mit der heisern, fast erstickten Stimme eines Verzweifelten aus: „O Rabbi Eli, wie hattet ihr doch Recht, als ihr mich mit gutgemeinten Worten warntet! O, warum habe ich, Verblendeter, mich hinreißen lassen, ein so schweres Verbrechen begehen zu wollen!" Mit einem jähen Aufschrei, der in dem weiten Gewölbe markerschütternd wiederhallte, stürze er sich dem Grafen zu Füßen, um seine Gnade anzurufen und für sein Leben zu bitten. Aber sofort riß ihn einer der Landsknechte hinweg und führte ihn vor die Schranken.

Lautlose Stille, nur unterbrochen von dem Knistern des Schreibrohres, das der Gerichtsschreiber geschäftig über das Pergament gleiten ließ, war eingetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Viererlei Kinder.

Von Israel Singer, Religionsprofessor am Obergymnasium in S. A. Ujhely (Ungarn).

A.

In der an den ersten 2 Abenden des Peßachfestes — die „Seder"-Abende genannt — zur Vorlesung gelangenden „Hagadah" lesen wir, daß es hinsichtlich der Auffassung und Wertschätzung der in der Gotteslehre „Thora" enthaltenen verschiedenen Gebote und Verordnungen viererlei Kinder giebt; diese sind folgende:

1. Ein weises Kind „Chochom." Dieses fragt nach dem Unterschied zwischen den in der Bibel genannten: Zeugnissen, Satzungen und Rechtsverordnungen.

2. Ein frevelhaftes Kind „Roscho." Denn dieses fragt: Wozu soll euch diese Arbeit? Ihm ist also die Übung der Gebote Gottes eine mühsame Arbeit.

3. Ein einfältiges Kind „Tom." Dieses fragt blos: Was ist das? Dieses kennt gar nicht die Unterschiede zwischen den verschiedenen Vorschriften in der Gotteslehre.

4. Ein viertes Kind wieder ist so unverständig, daß es nicht einmal zu fragen weiß: „Scheene jodea lischol.

Einem weisen Kinde ist also die Übung der Gebote Gottes nicht eine mühsame Arbeit, sondern eine angenehme Beschäftigung. Gleichzeitig fragt es den Vater oder Lehrer nach deren Erklärung, um sie mit noch größerer Hingabe zu üben.

B.

Man unterscheidet ferner viererlei Kinder hinsichtlich ihrer Auffassung und des Behaltens der ihnen erteilten Erklärung, wie überhaupt des Gelernten. Diese sind folgende:

1. Manches Kind begreift das Gelernte schnell, aber vergißt es schnell. Bei diesem geht der Vorteil im Nachteil auf.

2. Manches Kind begreift sehr schwer, aber es behält das Gelernte lange im Gedächtnis. Bei diesem geht der Nachteil — des schweren Begreifens — im Vorteil — des schweren Vergessens — auf.

3. Manches Kind begreift schwer und vergißt schnell. Dies ist ein doppeltes Übel.

4. Manches Kind begreift schnell und vergißt schwer. Dies ist doppelt gut.

C.

Ferner unterscheidet man viererlei Kinder nach ihrer Fähigkeit, den Hauptinhalt eines Vortrages von seinen Nebenteilen zu unterscheiden, ihn richtig zu erfassen und zu behalten.

Diese Kinder unterscheiden sich folgendermaßen:

1. Manches Kind erfaßt und behält des Vortrages Hauptinhalt, aber die Nebenteile vergißt es. Dieses Kind gleicht somit einer Schwinge, in der das grobe Mehl entfernt wird, aber das feine Mehl bleibt zurück.

2. Manches Kind behält nur den Nebenteil, aber den Hauptinhalt vergißt es. Dieses Kind gleicht einer Seihe, die den Wein durchläßt und und nur die Hefe behält.

3. Manches Kind vergißt bald den Haupt- und Nebeninhalt des Vortrages. Dies ist doppelt schlecht. Dieses gleicht einem Trichter, der alles durchläßt.

4. Manches Kind behält den Haupt- und Nebeninhalt des Vortrages. Dies ist doppelt gut. Dieses Kind gleicht einem Schwamme, der eine Flüssigkeit aufsaugt und behält.

D.

Endlich nennen wir viererlei Kinder hinsichtlich ihres Lernens und ihrer Einwirkung auf die übrigen Schulkinder.

Diese sind folgende:

1. Manches Kind lernt selber, aber andere hält es vom Lernen ab, damit diese vom Lehrer nicht ebenso gelobt und geliebt werden. — Ein solches Kind ist mißgünstig, hat ein böses Auge. Es kann bei einem anderen nichts Gutes sehen.

2. Manches Kind lernt selber nicht, aber es veranlaßt andere zum Lernen. Dies ist einerseits tadelns-, aber anderseits lobenswert.

3. Manches Kind lernt selber nicht und läßt auch andere nicht lernen. Dies ist doppelt tadelnswert.

4. Manches Kind lernt selber und veranlaßt auch andere zum Lernen. Dies ist doppelt lobenswert. Vernünftige Kinder sollen darnach streben, in jeder Beziehung zu den Besten zu gehören.

Kinderspiele bei den verschiedenen Völkern.

„Es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel," sagt der Volksmund. So wie man den Charakter des Kindes aus der Art des Spieles, zu dem es besondere Neigung zeigt, und dem Verhalten beim Spiel erkennt, so tragen die Kinderspiele der verschiedenen Völker auch ein nationales Gepräge.

Die chinesischen Knaben sind in ihren Spielen schon vollständig von dem Schachergeist ihres Volkes beseelt; eine offene Verkaufsbude einzurichten oder „Pfandhaus" zu spielen, ist ihre liebste Unterhaltung. Nebenbei beschäftigen sie sich noch mit Drachensport und allerhand Jongleurkünsten. Mädchenspiele kennt China gar nicht. Die strenge Abgeschlossenheit, in der die Chinesin aufwächst, sowie das schmerzhafte und langwierige Einschnüren der Füße verbieten ihr das fröhliche Umhertummeln ganz von selbst. In Japan geben Knaben und Mädchen ihre richtigen „Gesellschaften." Sie schicken oder bringen selbst die Einladungen und unterhalten sich damit, Scenen aus dem öffentlichen Leben der Erwachsenen nachzuahmen. Hochzeiten, Begräbnisse, Krankenbesuche u. s. w. werden in getreuester Darstellung aufgeführt. Die indische Jugend unterhält sich mit Jagd und Fischfang oder den Körper stählenden Bewegungsspielen. Dabei ist die junge Rothaut harmlos und heiter, nie stört ein Zank das fröhliche Spiel. Die afrikanische Negerin spielt in ihrer Jugend hauptsächlich mit Puppen, die sie sich selbst anfertigt. Eine Flasche oder ein Stück Holz muß das Baby darstellen. Es wird mit Lappen umwickelt, mit Perlen verschnürt und dann in der beim Stamme üblichen Tragart herumgeschleppt. Die ganze Mutterzärtlichkeit der schwarzen Rasse tritt schon im Verhalten des Negerkindes zu seiner Puppe hervor. Die Negerknaben haben ebenfalls ihre eigentümlichen Spiele. Das Speerwerfen nach einem Ziele nimmt eine hervorragende Stelle darin ein; doch kennen sie auch den Kreisel und bauen sich kleine Windmühlen aus Kokosblättern. Die Basutokinder sind ebenfalls intelligent. Nicht nur, daß sie die Reigentänze der Großen nachahmen und mit dem eigenartig schwermütigen Gesange der Neger begleiten, die Mädchen üben sich auch schon früh in der Gärtnerei, und die Knaben beschäftigen sich mit Nachbilden von Ochsen, Kälbern und anderem Getier in Holz oder Thon. Jagd- und Kampfspiele werden natürlich auch nicht vernachlässigt. Die orientalischen Kinder ziehen das Würfel- und Knöchelspiel den anderen Unterhaltungen vor. Die italienischen Knaben kennen dagegen keinen größeren Spaß, als das Leben ihrer Briganten nachzuahmen. Über sehr viele Völker

verbreitet sind die Reigenspiele der Kinder. Meist stellen sie die Liebes- und Heiratsbräuche der Gegend in kindlicher Weise dar. Bei den Völkern, welche den Frauenraub von alters her ausüben, tritt dies auch im Spiele der Kinder hervor. Nur auf einen kleinen Kreis beschränkt sind die Reiterspiele der Kleinen und Allerkleinsten. Man findet sie hauptsächlich bei den alten Reitervölkern, zu denen auch die germanischen Volksstämme gehören. Noch ehe das Kind laufen kann, wiegt die deutsche Mutter es auf dem Knie und singt ihm das uralte „Hoppe, hoppe, Reiter" vor. Des germanischen Knaben höchstes Ideal ist das Stecken- oder Wiegenpferd. Bei den modernen Culturvölkern tritt der nationale Charakter des Kinderspiels zwar nicht mehr ganz so scharf hervor, trotzdem hat zum Beispiel der militärische Geist Preußens seinen „Drill" auch auf die Jugend ausgedehnt, und das „Soldatenspielen" ist unseren Jungens vollständig in Fleisch und Blut übergegangen.

Die Schneekönigin.

Ein Märchen nach Andersen bearbeitet von J. Sontowsky.

(Musikvorspiel Walpurgisnacht von Mendelssohn.)

Laut scholl das Jubellied de: bösen Geister,
Denn wißt, der Teufel selbst, ihr Herr und Meister,
Er hatte just zur Lust in müß'gen Stunden
Den großen Zauberspiegel sich erfunden.
Es war ein Spiegel wunderbarer Art,
Wie vordem keiner je gesehen ward.
Was gut und lieblich, recht und brav und schön,
Das war in diesem Spiegel nicht zu seh'n.
Er zeigte nur, was häßlich, bös und schlecht,
Ja, übertrieb der Dinge Fehler recht.
Das schönste Land mit Blüten, Tannen, Eichen,
Das thät gesottenem Spinate gleichen.
Und erst die Menschen! Häßlich, schief und krumm
Und lügenhaft und eitel, stolz und dumm!
Man konnte, sah man diese Zerrgestalten,
Für morsch und schlecht das ganze Weltall halten.
Wenn Edles nun ein Mensch gedacht, gethan —
Ein höhnisch Grinsen zuckt im Spiegel dann.

Zum Himmel wollten einst die Bösen fliegen,
Auf's höchste war ihr Übermut gestiegen,
Sie dachten mit des Zauberspiegels Schein
Zu necken selbst die lieben Engelein.
Doch als sie spottend nun gen Himmel zogen

Und höher stets und immer höher flogen,
Da fing der Spiegel stark zu zittern an,
Und immer stärker grinste er, und dann
Entrang er zuckend ihren Händen sich
Und stürzt zur Erde nieder. — Schauerlich
Erklang das Klirren von Millionen Scherben.
Die brachten nun unsägliches Verderben,
Denn jeder Splitter, jedes Stückchen Glas,
Des ganzen Spiegels Zauberkraft besaß!
Und wem ein Körnchen fiel in's Aug' hinein,
Dünkt klüger sich als alle Welt zu sein,
Er hat nur Augen für der Menschen Schwächen
Und spottet ihrer Fehler und Gebrechen.
Doch wem das Glas in's Herz gedrungen war,
Ja dem erstarrt zu Eis die Seele gar.
Viel Splitter in der Luft man fliegen sah;
Nun, merket auf, was ferner noch geschah:

(Musikbegl.: Aus der Jugendzeit)

In einer Stadt in fernen Landen
Zwei hohe Häuser, schmal und alt,
Ganz nahe bei einander standen,
So daß vom Dach des einen bald
Das andere Dach leicht zu erreichen.
Ein Topf mit blühn'den Rosen stand
An jeder Seite, Blüten nicken,
Wie eine Laube voll und dicht,
Drin froh zwei holde Kindlein blicken
Mit lieblich heitrem Angesicht.
Klein Gerda ist ein holdes Püppchen
Mit hellem, blonden Lockenhaar,
Und Kai ein muntres, kleines Bübchen
Mit feurig schwarzem Augenpaar.
Zwar nicht Geschwister sind die beiden,
Doch lieben sie herzinnig sich,
Und in der Kindheit sel'gen Freuden
Die schöne Sommerzeit verstrich.
Schon naht der Herbst, und kühler wehen
Die Lüfte, länger wird die Nacht.
Die Rosenstöcke dennoch stehen
In duftend reicher Blütenpracht.
Und Kai und Gerda lauschen selig
Der Vöglein Lied, das hell erklingt,
Und dann das kleine Mädchen fröhlich
Ihr frommes Kinderliedchen singt:
„Irdische Rosen blüh'n und vergehen,
Ewige Freuden werden wir sehen."

Doch kaum des Liedes Ton verklang,
Ertönt ein schmerzlich banger Schrei.
„Ein Splitter mir in's Auge drang
Und hier ins Herz!" ruft ängstlich Kai.
„Laß nur," wehrt er klein Gerda ab,
„Ich glaub, es ist schon wieder fort,
Pfui, dieser garst'ge bunte Stab,
Und schief ist jene Rose dort.
Hör auf zu weinen, albern Ding,
Du siehst so dumm und häßlich aus."
Er riß die Rosen ab und ging
Durch's Fenster eiligst in sein Haus,
Ließ seine Gerda weinend stehen;
Erratet ihr, was ihm geschehen?
In Aug' und Herz gedrungen sind
Ihm Spiegelsplitter; armes Kind,
Verzaubert sind dir Herz und Sinn,

Der Kindheit Frieden ist dahin!
Verändert war seit dieser Stunde
Des Knaben Wesen ganz und gar.
Manch häßlich Wort führt er im Munde,
Und wild, auch boshaft er oft war.
Die alte Großmama zu kränken
Ahmt' ihren Gang er spottend nach
Und quält sogar, wer sollt es denken,
Die gute, kleine Gerda. Ach,
Unkindlich, altklug war er jetzt,
Voll Trotz und Eigensinn zuletzt.

Lied der Knaben.
(Mel.: Im Wald und auf der Heide.)
O preist des Winters Freuden!
Auf eis'ger Bahn zu gleiten,
Ist echte Knabenlust.
Durch weißbereifte Wälder,
Durch schneebedeckte Felder
Kommt, jauchzt aus voller Brust.
Heidi juchei 2c.

„Hörst du die Knaben," fragte Kai,
„Sie eilen froh zur Schlittenfahrt,
Und ich darf mit, heidi juchhei!
Und dann nach wilder Knaben Art
Sprang er davon in einem Satze.

Auf einem großen freien Platze
Gab's Kurzweil heut und lust'ges Spiel;
Die Knaben banden ihre Schlitten
An große Wagen fest, denn viel
Geschwinder sie einher dann glitten.
(Musikbegl. Wolfsschlucht: Freischütz,)

Da kam ein Schlitten, weiß bemalt,
Mit riesig großen, weißen Pferden,
Und eine seltsame Gestalt
Winkt Kai mit lockenden Geberden.
Der Knabe bindet seinen Schlitten
An jenen großen, und geschwind
Zum Thor hinaus, zumWald sie glitten.
Es braust ein heft'ger kalter Wind
Und treibt den Schnee ihm in's Gesicht.
Er möchte los sein Fahrzeug binden,
Er zerrt, er reißt, es löst sich nicht,
Er kann das rechte Wort nicht finden
Zum Beten, nur das Einmaleins
Das große, fällt ihm ein, er schreit
Um Hilfe, — niemand weit und breit
Und jetzt, im Licht des Mondenscheins
Gewahrt er, wie die Flocken nun
Stets größer sind und größer worden,
Die, wie ein Ball, die, wie ein Huhn,
Und immer toller pfeift's ausNorden.
Da plötzlich hält der Schlitten still,
Und die Gestalt springt hoch empor:
„Friert dich, komm her zu mir, ich will
Geschwind dich heilen, junger Thor."

Sie neigt sich zu ihm und küßt seinen Mund,
Er spüret nicht Frost mehr, noch Schmerzen,
Sie küßt ihn noch einmal, da sind zur Stund'
Geschwunden aus seinem Herzen
Klein Gerda daheim und all seine Lieben,
Nicht ist die Erinnerung ihm geblieben,
In Fesseln schlug sie ihm Seele und Sinn,
Die böse gespenstige Schneekönigin!

Gerda (Mel.: Nun ist er hinaus in die weite Welt.)
(singt) Ihr Wolken, habt ihr meinen Kai gesehn?
Er ging und verschwand für immer,

Ihr Schwalben, wißt ihr, was ihm geschehn?
Ich muß ja vor Traurigkeit vergehn;
Kehrt Kai mir zurück denn nimmer?

Die Leute sagen all, er sei tot,
Im nahen Flusse versunken.
Ich frage dich, leuchtendes Abendrot,
Euch Blümelein frag' ich in meiner Not,
Ist wirklich mein Kai mir ertrunken?

So klaget Gerda und macht sich auf,
Eilt hin zum Strom in raschem Lauf,
Ein Nachen liegt am Strande,
Sie stößt geschwind vom Lande.
Ein Vög'lein kurzes Geleit ihr gab,
Dann gleitet allein sie den Strom hinab.

Der Fluß führt sie zur alten Frau,
Die zaubern konnte. Rot und blau
Des kleinen Häuschens Fenster waren.
Und als in Gerda's Lockenhaaren
Die Frau nun kämmt, durch Zauberei
Vergißt das Mädchen ihren Kai,
Springt fröhlich in der Sommerluft
Im Zaubergarten voll Blütenduft.

Schon viele Monde war sie hier.
Da, eines Abends sah sie vier
Ganz große Rosen auf dem Hute
Der Alten, und mit einem Male
Ward ihr ganz sonderbar zu Mute.
Die andern Rosen hatte alle
Die Alte fortgehext, indessen,
Am Hute, die hat sie vergessen.
Als nun klein Gerda diese sah,
Ganz ernst und traurig ward sie da,
Und auch ihr altes Liedelein
Von ihren Rosen fiel ihr ein:
„Irdische Rosen blüh'n und vergehen,
Ewige Freuden werden wir sehen."

Nun ward es dem Kinde wieder klar,
Weshalb in die Welt sie gezogen war,
Schlich heimlich sich hin zur Gartenpforte,
Entfloh vom warmen, traulichen Orte.
Ach, draußen war es bitter kalt.
Lang irrt' sie allein im tiefen Wald
Viel Tage und Nächte, die Kreuz und Quer;
Sie hungert und dürstet und frieret sehr.
Einst winkte ihr Hoffnung, auf einem Schloß
Vermutet sie Kai. Durch der Diener Troß
Schleicht sie des Nachts, sieht ihm in's Gesicht,
„Ach himmlischer Vater, er ist es nicht."
Das prinzliche Paar, zum Angebinde
Bescheerte einen Wagen dem Kinde
Aus purem Golde, vier Pferdchen dazu,
Auch Kleider und Muff und warme Schuh.
Klein Gerda dankte bescheiden und fein,
Zog weiter dann in die Welt hinein. (Schluß folgt.)

Unsere Preisarbeit!

Bis zu dem festgesetzten Termine waren 34 Arbeiten eingelaufen. Zu unserem grossen Bedauern sind einige so schlecht ausgefallen, dass sie keine Berücksichtigung verdienen. Wir müssen aber auch mit Freude bekennen, dass mehr als die Hälfte der eingegangenen Arbeiten recht beachtenswert waren, einige sogar — und das sind die prämiierten — sind gut. Wir hatten 6 Preise ausgesetzt, haben sie aber auf 7 erhöht.

Diese verteilen sich wie folgt,*)

1. **Robert Hanauer** in Euskirchen (Tag der Barmizwah).
2. **Adele Jacobs** in Hagen (Besuch in Düsseldorf)
3. **Jaques Zimmt** in Berlin (Ausflug nach Tegel)
4. **Julius Geisel** in Aachen (Besuch beim Grossvater in R. und Beschreibung des Sederabendes).
5. **Clotilde Pinthus** in Nordhausen (Papa's Geburtstag)
6. **Toni Bloch** in Twistringen (Ausflug nach dem „Holzkrug“ und der „Wolfsgrube“).
7. **Ruth Brennsohn** in Mitau (Russland) Besuch der archäologischen Ausstellung in Riga.

Von den übrigen Arbeiten mögen anerkennend erwähnt werden die von:

Siegfried Aschner in Berlin (Eine Rheinfahrt), Ferd. Eppstein in Hoppstädten (Ausflug mit der Schule nach dem Niederwald), Josef Rindsberg in Ühlfeld (Spaziergang von Ühlfeld nach Weissendorf), Alfred Marx in Battenberg (Barmizwah), Selma Steinberg in Hagen (Besuch in Goch bei Kleve), Walter Jacob in Tauberbischofsheim (Besuch in Karlsruhe und Ausflug nach Schlattenbach), Max Heymann in Berlin (Besichtigzng des Zeughauses), Amalie Kantorowicz in Gostyn (Tag der Versetzung und Rüsttag des Pessachfestes), Richard Schlochauer in Berlin (Ausflug nach der Steinmühle). Max Heidelberg in Duisburg (Reise nach Gelsenkirchen), Hedwig Kleinstrass in Steinheim (Ausflug nach den Externsteinen und dem Hermannsdenkmal.)

Die Arbeiten dreier Nachzügler konnten bei der Prämiierung nicht mehr in Betracht kommen, da bei ihrem Eintreffen die Prüfung und Verteilung der Prämien bereits abgeschlossen war. Eine anerkennende Erwähnung können wir ihnen jedoch nicht versagen.

Es sind: Robert Pohl in Hamburg (Ausflug nach Harburg, Morburg), Wolfgang Oppenheim in Hamburg (Ausflug nach Neumühle) und Emil Deutsch in Freiburg (Ausflug nach dem Schauinsland).

---

*) Da wir uns noch die Entscheidung vorbehalten, ob und welche der prämiierten Arbeiten hier veröffentlicht werden, wollen wir unsern Lesern heute den Hauptinhalt in Klammern kurz wiedergeben.

Wer errät's?

Auflösung der Rätsel in No. 9

I.

Esther, Senegal, Rama, Ahas = **Esra**.

II.

Es waren 3 Gänse, und zwar gingen sie so: ▬ — — = eine vor zweien; — — ▬ = eine hinter zweien; und — ▬ — = eine zwischen zweien.

III.

1 und 2 = Note.
1 „ 3 = Noah.
2 „ 3 = Leah.

Rätsel:

I. Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben sind neun Wörter zu bilden.

berg, bin, burg, der, ei, gel, gen, gen, ger, greifs, göt, i, kols, ne, ni, öl, ro, tin, ti, tü, wald,

Diese Wörter bedeuten: 1. Universitätsstadt, 2. Berg in der Nähe Jerusalems, 3. Raubtier, 4. Universitätsstadt in Schwaben, 5. Insektenfresser, 6. römischer Kaiser, 7, Universitätsstadt in Pommern, 8. Fluß in Schleswig-Holstein. 9. Stadt in Böhmen.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen einer Universitätsstadt.

Einges. von Siegfried Löwenheim-Dransfeld.

II. Zahlenrätsel.

1	2	3	4	2	6	eine Stadt
6	1	7	8	9	10	männl. Vorname
4	2	3	8	11	1	bibl. Person
12	2	3	4	2		weibl. Vorname
8	3	3				Nebenfluß der Donau
13	14	1	4			Metall

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Vornamen und die Endbuchstaben den Zunamen eines deutschen Dichters.

Eingef. von Otto Jacobsohn-Beslau.

III. Wechselrätsel.

Mit „K" nährts,
„ „M" gährts,
„ „P" fährts. Eing.

IV. Wechselrätsel.

Was man mit **a** oft fliegen sah,
Das schlingt mit **e** sich in die Höh',
Das ist allzeit mit **o** ein Kleid
Und nährt mit **ü** im Stall das Vieh.

Eingef. von Otto Bechert in Saaz.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Flanter, Berlin O., Elisabeth-Straße 59a.
Druck von L. Wechselmann Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.